Abonnementspreis
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Die Arbeit" vierteljährlich 50 Pf., bei Selbstabholung in der Ausgabestelle 40 Pf., pro Monat. Durch die Post bezogen Deutschland und Oesterreich-Ungarn 1 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
täglich außer Montags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaliger hiesiger Einrückung unter Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens Früh 10 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geöffnet von morgens 8 bis abends früh 8 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 82. | Dresden, Freitag den 11. April 1902. | 13. Jahrg.

Bauernstand und agrarischer Schutzzoll.

In dem Kampfe um sein tägliches Brot darf der deutsche Arbeiter keine Sentimentalität kennen. Aber, gestehen wir's nur: ein wenig drückend wäre für die sozial so fein empfindende Arbeiterklasse der Gedanke immerhin, wenn sein Stück Brot mit dem Elend armer Leute bezahlt wäre, und die agrarische Presse wird nicht müde, auf die Arbeiter, zumal die „christlichen", durch Schreckbilder eines Zustandes einzuwirken, den die Bereitung der Zollerhöhungen in der Bauernschaft angeblich hervorrufen würde.

Es ist gleich vom Anfang des Zollkampfes an darauf hingewiesen worden, daß nicht der kleine Bauer, sondern lediglich der große Besitzer aus der Hochschraubung der Brotpreise Nutzen ziehen würde. Seitdem sind zahlreiche Stimmen, und nicht wenige aus der Bauernschaft selbst, laut geworden, die die Getreidezollerhöhung nicht um als etwas dem Bauern Gleichgültiges, sondern als etwas ihm Feindliches und Gefährliches bezeichnen. Eine solche Stimme läßt sich neuerdings in einem bei G. Fischer-Jena erschienenen Buche vernehmen, das sich der deutsche Bauer und die Getreidezölle betitelt und dessen Verfasser nicht genannt wird. Dieses Buch vertritt die Ueberzeugung, daß nicht nur die Erhöhung der Getreidezölle, **sondern die Getreidezölle überhaupt** im Interesse des deutschen Bauernstandes zu bekämpfen seien.

Der Getreidebau, so wird da erklärt, ist im Begriffe, mehr und mehr der eigentliche Produktionszweig des Großbetriebes zu werden. Wenn auch der Bauer aus eingealterter Gewohnheit mehr als für ihn vorteilhaft sei, am Körnerbau festhalte, so sei doch seine Unfähigkeit zum Wettbewerbe längst erwiesen und durch Getreidezölle keineswegs zu beseitigen. Der Getreidebau erfordert ausgedehnten Grundbesitz, landwirtschaftliche Maschinen und Beherrschung der Marktverhältnisse. Er erfordert reichliche Geldmittel, weil er nur einmal im Jahre Geld bringt, aber das ganze Jahr hindurch Aufwendungen nötig macht. Er erfordert die Möglichkeit reichen Verkaufs, weil die Getreidepreise, wie statistische Feststellungen beweisen, zur Zeit kurz **vor** der Ernte und kurz **nach** ihr **am höchsten sind. Alle diese Vorbedingungen** eines konkurrenzfähigen Körnerbaues **sind beim kleinen und mittleren** Bauern nicht gegeben.

Dagegen **wird die Fleischproduktion die sicherste Grundlage** der bäuerlichen **Wirtschaft. Während die Getreidepreise** eine sinkende Tendenz aufweisen, sind die Fleischpreise infolge der Ausdehnung des Städtewesens in ständigem Steigen begriffen. Der Lokalpreis ist in geringerem Grade als beim Brotgetreide vom Weltmarktpreise abhängig. Der kleine Viehzüchter vermag darum die Konjunkturen seines Marktes viel besser auszunutzen, als der kleine Getreideproduzent. Auch das Betriebskapital, das die Viehhaltung erfordert, ist geringer.

Alle diese Vorteile würde aber der Großbetrieb in der Landwirtschaft ebenso gut wahrnehmen können, wenn ihn nicht ein Umstand daran hinderte: Die Viehzucht erfordert nämlich in hohem Maße aufmerksame individualisierende Arbeit. In diesem Punkte ist der Kleinbetrieb dem Großbetrieb voraus.

Die Entwickelung des kleinen und mittleren Bauernstandes zur Viehproduktion, namentlich zur Rindvieh- und Schweinezucht, vollzieht sich nun nicht direkt aus klarer Erkenntnis der wirtschaftlichen Notwendigkeit, sondern auf einem umständlicheren Wege. Der Bauer ist nämlich oft durch die Unverkäuflichkeit seiner Brotfrucht gezwungen, diese dem Vieh zu verfüttern. Auf diesem Wege lernt er erst die Vorteile kennen, die ihm eine erhöhte Pflege der Viehhaltung verspricht.

„Wo," so sagt der Verfasser wörtlich, „über sinkende Reinerträge geklagt wird, da treten uns als Hauptursachen entgegen: Hohe Boden- und Pachtpreise, mangelndes Betriebskapital, die Dreifeldwirtschaft mit ihrem über Gebühr ausgedehnten Getreidebau und abnehmenden Körnererträgen, welche entweder gar nicht oder nur zu sehr gedrückten Preisen Absatz finden, geringer Viehstand, Ankauf desselben zu hohen Preisen und gefährlichen Bedingungen **statt eigener Aufzucht**, schlechte Fütterung infolge mangelhafter oder fehlender Wiesenpflege, zu geringe Ausdehnung des Futterlandes auf dem Ackerlande und Nichtverwendung von Kraftfuttermitteln sowie schließlich chronischer Düngermangel als Hauptursache der sinkenden Körnererträge."

Als Mittel gegen diese Uebelstände werden Niederlegung ertragloser Ackerlande als Wiese und Weide oder Umwandlung zu Wald, Einschränkung des Getreidebaues, Verbesserung der Wiesen, Vermehrung des Futterbaues auf dem Ackerlande, Vermehrung und Verbesserung des Viehstapels empfohlen.

Schon unter den gegenwärtigen Verhältnissen tritt die Thatsache deutlich hervor, daß der landwirtschaftliche Großbesitz mehr an der Brotproduktion, der Klein- und Mittelbetrieb aber mehr an der Fleischproduktion interessiert ist. Der Parzellenbetrieb bis zu zwei Hektar erhält auf einer landwirtschaftlich benutzten Fläche von 10000 Hektar nach im Jahre 1895 vorgenommener Zählung 7824 Stück Rindvieh und 19146 Schweine, der Betrieb bis 5 Hektar hält auf der gleichen Fläche 8530 Stück Rindvieh und 7117 Schweine, der Betrieb bis 20 Hektar 6096 Stück Rindvieh und 4313 Schweine, der Betrieb bis 100 Hektar 4712 Stück Rindvieh und 2693 Schweine, der Betrieb mit über 100 Hektar aber hält auf der gleichen Fläche nur 2499 Stück Rindvieh und Schweine.

Das Interesse an der Viehzucht wird also größer, je kleiner der Betrieb ist, das Interesse am Getreidebau aber wird größer, je größer der Betrieb ist.

Der von den Junkern geplante landwirtschaftliche Schutzzoll hat also zunächst diese Folgen: Er erhöht die Inlandspreise der Brotfrucht und verlockt damit den Bauern zum Kampfe auf einer schiefen Ebene, an deren oberem Ende der Großbetrieb, dem unteren aber der Kleinbetrieb steht. Er hemmt eine natürliche und notwendige wirtschaftliche Entwickelung. Er verteuert die Futtermittel und erzeugt damit dem viehzüchtenden Bauern die Produktionskosten, Schließlich, doch nicht zum mindesten, verringert er die Kaufkraft der Volksmassen, erpreßt größere Beträge für die Beschaffung der notwendigsten Lebensmittel, und verengt auf diese Weise dem Fleischproduzenten seinen Markt.

Fleischeinfuhrverbote, veterinärpolizeiliche Quälereien, hohe Vieh- und Fleischzölle können wohl den Preis der Produkte steigern, aber damit ist wenig geholfen. Die Rindvieh- und Schweinezucht ist, wo sie rationell betrieben wird, durchaus rentabel. Nicht darauf kommt es an, möglichst teuer verkaufen zu können, sondern möglichst billig zu produzieren und einen möglichst starken Absatz zu erzielen. Es braucht nicht erst bewiesen zu werden, daß auf dem Gebiete der Fleischproduktion bis auf absehbare Zeit nicht von einer Ueberproduktion, sondern nur von einer Unterkonsumtion die Rede sein kann. Die Grenze des **wirklichen** Fleischbedarfes liegt noch in unermeßlichen Fernen.

Der deutsche Arbeiter mag sich darum durch die traurige Ballade vom verhungernden Bauer Landwirt nicht das Herz weich machen lassen. Sorgt er nur dafür, daß er selber **nicht** verhungert, so wird auch der Bauer dabei sein Auskommen finden. Ließe er es aber geschehen, daß sich die Junker aus seinen Taschen den Beutel füllen, dann würden auch die Bauern ihre geleisteten Dienste mit einer weiteren Verschlechterung ihrer wirtschaftlichen Lage quittiert erhalten. Der fröhliche, zuversichtliche Kampf, der dieser Tage in der Zollkommission wieder entbrennen wird, mag darum mit ruhigem Bewußtsein geführt werden. Er dient dem Zwecke, das Interesse der überwältigenden Masse des Volkes gegen eine kleine Klique habgieriger und herrschsüchtiger Beutemacher zu verfechten. Dem Bauern gegenüber mögen diese Massenmacher zu verfechten. Dem Bauern gegenüber mögen diese Massen von dem freundlichen Mehrheitsrechte Gebrauch machen, jemand, wenn es nicht anders geht, auch gegen seinen Willen zum eigenen Besten zu zwingen.

Der Wahlrechtskampf in Belgien.

Die Vorgänge in Belgien beweisen, **daß es auf die Dauer unmöglich ist, mit und im Interesse einer kleinen Klique ein rechtloses gemachtes Volk zu regieren.** Auf einem gewissen Punkte seiner politischen und sozialen Entwickelung geraten die Massen in Bewegung und holen sich ihr Recht, — wenn es nicht anders geht in einer Revolution. Unwiderstehlich ist solch eine Massenbewegung, sie schwemmt weg, was sich ihr in den Weg stellt, sie stürzt Throne und Thrönchen um, leert die Sportsaunen der Priester aus, und leert die Ministerhotels und Schreibstuben der Bureaukratie: ein „Zurück" ist dann unmöglich, es giebt nur ein **Vorwärts**. Man kann keinen Feldzugsplan einer Revolution vorher schreiben, nicht einmal das Ziel genau bestimmen, sie wächst über sich selbst hinaus. So war es immer. Kommt es also in Belgien zur Revolution, dann ist es selbstverständlich nicht das allgemeine Wahlrecht für Männer, mit dem sich das Volk begnügen wird, sondern dann geht das brüchige Gottesgnadentum des Königs zunächst ganz in Stücke und anderes wird ihm in die historische Rumpelkammer nachfolgen.

Aber wird es denn zur Revolution kommen? Das ist schwer zu sagen. Die Führer der sozialistischen Partei mahnen bei aller Entschlossenheit das Volk immer zur Ruhe. Ein belgischer Korrespondent der Frankfurter Zeitung schreibt: „Es könnte scheinen, als ob alle Brücken der Verständigung zwischen der Regierung und der Opposition abgebrochen seien, als ob die Regierung zu keinem Zugeständnis bereit, als ob die Sozialdemokratie zum Losschlagen, und das hieße mit dürren Worten zur Revolution, entschlossen sei. So urteilen in der That die Heißsporne von beiden Seiten, und dennoch sind wir noch nicht dieser Ansicht. Die Klerikalen werden sich dessen bewußt sein, daß Blut ein besonderer Saft ist und daß man im zwanzigsten Jahrhundert selbst nicht mit Kanonen und

Ecce ego — Erst komme ich!

Roman von Ernst von Wolzogen.

(42. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Friedrich Karl hatte wohl gemerkt, daß von ihm die Rede sei. Er deutete auf sich und dann mit fragendem Blick nach der Thür.

Charlotte setzte rasch ihre Finger in Bewegung. „Ach, bitte Dich, bleib'," sagte sie. „Ich will nicht haben, daß der Bruder meines Mannes vor jedem Besuch ängstlich versteckt wird." Und als er trotzdem, scheu nach der Thür blickend, Miene machte, zu entfliehen, wiederholte sie nochmals: „Ich bitte Dich, thu's mir zu Liebe."

Da griff er mit seinen beiden Händen nach ihrer Rechten, drückte die an sein Herz und nickte eifrig.

Charlotte trat vor den Spiegel, steckte sich einige Haarnadeln fester und fuhr sich mit dem Taschentuch übers Gesicht. Gleich darauf führte Karola den Baron l'Esclaire und seine Tochter herein. Die Mutter und die Tante waren selbstverständlich „gar nicht angezogen" gewesen und schleunigst in ihre Schlafzimmer entwichen.

„Meine Schwägerin" sagte Karola in einem beinah entschuldigenden Ton. Und dann ging sie mit großen Schritten auf Friedrich Karl zu, stellte sich vor ihm auf, um ihn womöglich den Blicken der Herrschaften zu entziehen und hielt ihn in der Fingersprache sich gefälligst schleunig zurückziehen. Aber er schüttelte sehr energisch den Kopf und trat hinter ihr hervor auf die Gäste zu.

Charlotte hatte den Baron und seine Tochter inzwischen mit einfacher Herzlichkeit willkommen geheißen. Und dann wandte sie sich um, winkte Friedrich Karl, näher zu treten und stellte ihn vor, sofort hinzufügend, daß er taubstumm sei.

Die üblichen Redensarten wurden gewechselt und dann setzte man sich. Charlotte führte die Unterhaltung allein, denn Karola war durch ihres Bruders Anwesenheit vorläufig die Lunte verdorben und sie konnte sich nicht enthalten, fortwährend verstohlene Blicke nach ihm zu werfen. Was mochte dieser unfeine Mensch in der schlecht sitzenden Bauernjoppe, der mit aufgestützten Ellbogen vor dem Schachspiel saß und sich vor Verlegenheit mit den langen mageren Fingern in dem wirren, langen Haar herumkratzte, auf diese eleganten l'Esclaires bloß für einen abschreckenden Eindruck machen!

Der Baron war wirklich eine schöne Erscheinung: groß, schlank, vornehm, einfach angezogen, lebhaft in den Bewegungen, ohne Affektation, ein reines Hochdeutsch redend. Sein dunkelblonder Vollbart, der auf den Wangen ganz kurzgestutzt und unterm Kinn à la Charles V. zugeschnitten war, begann ebenso wie der lang ausgezogene Schnurrbart erst leicht zu ergrauen. Der aufgedunkte, kleine Schädel zeigte zwar schon eine ansehnliche Glatze, aber das übrig gebliebene kurzgeschorene Haar war auch noch, wenn man nicht sehr genau zusah, ganz mausbraun. Eine ziemlich stark gebogene aber schlanke Nase, scharfblickende graue Augen und volle, gesund gerötete Wangen vervollständigten den Eindruck von Lebensfrische und geistiger Klarheit, den dies Gesicht auf den ersten Anblick erweckte. Seine Tochter glich ihm sehr wenig, denn sie hatte einen ganz brünetten, ja ausgesprochen südlichen Typus. Blauschwarz glänzendes Haar, auffallend dicke und kurze Brauen und darunter ein paar sehr energische, lebhaft umherwandernde dunkle Augen. Nur den Wuchs und die Nase hatte sie vom Vater, der Gesichtsschnitt war ungefähr magyarisch, der Mund etwas zu groß, besonders für die schmalen Lippen. Schön war sie entschieden nicht zu nennen, aber pikant, temperamentvoll, ein bißchen gefährlich sah sie aus.

Eine Viertelstunde lang ging das Gespräch flott und wenig aufregend hin und her, wie eben zwischen gewandten Leuten von Welt. Dann erschien Frau von Minkenberg die ältere und Tante Lolichen. Sie hatten sich großartig herausgeputzt und waren beide noch erhitzt von der Eile und der Aufregung. Nun fingen die Redensarten und die unvermeidlichen Fragen, wie den Herrschaften die Gegend gefallen, ob sie sich auf ihrem neuen Besitz schon eingelebt hätten, und so weiter von neuem an. Und Frau von Minkenberg äußerte ihr Entsetzen darüber, daß ihre Schwiegertochter den Herrschaften noch gar nichts angeboten habe.

„Ich lasse gleich frischen Kaffee machen, wenn Sie vielleicht noch nicht getrunken haben . . . oder wenn Sie vielleicht ein Kleinigkeit essen wollen. Du lieber Gott, was man so auf dem Lande im Hause hat. Wir haben uns kürzlich sehr schöne Delikatessen schicken lassen. Kronenhummer und Ochsenzungen in Büchsen sind auch da. Gläschen Champagner dazu . . . wir beziehen ihn direkt aus Frankreich. Sie mögen doch gewiß Champagner, Baronesse? Das heißt, Sie werden ihn ja freilich alle Tage trinken."

Die Herrschaften dankten für alles, da sie eben vom Lunch kämen.

„Ach, wirklich? Ich weiß gar nicht — entschuldigen Sie, wo ist denn das?"

Karola und Charlotte fühlten sich sehr genirt und lächelten verlegen, denn sie sahen, wie es spöttisch um den Mund der Baronesse zuckte.

„Wir genießen um eins ein Gabelfrühstück und speisen um sieben," erklärte der Baron, leicht lächelnd.

„Ach so, entschuldigen Sie," versetzte Frau von Minkenberg etwas verwirrt. „Sie meinten Lonsch. Sie haben wohl die neuere Aussprache. Aber vielleicht machen Sie uns das Vergnügen zum Abendbrot — wir können ja gerne ein bißchen früher essen. Natürlich, ein feines Souper, wie Sie's gewöhnt sind, dürfen Sie nicht erwarten. Aber Sie müssen doch jedenfalls bleiben, bis mein Sohn zurückkommt. Ich habe schon den „Grohm" nach ihm geschickt."

Es wurde dem Baron sichtlich schwer, seinen Ernst zu bewahren. Er brummte irgend etwas Unverständliches in seinen Bart.

Nur ein paar Minuten lang hörte Frau von Minkenberg unaufmerksam dem Gespräch zwischen ihrer Schwiegertochter und der Baronesse zu, da fuhr sie wieder ungeduldig von ihrem Stuhl empor und rief: „Herrgott nein, Herr Baron, Sie haben wohl nicht mal eine Zigarre angeboten gekriegt? Ich will doch gleich . . . oder Karola, geh Du lieber 'rüber und hol welche. Aber die trinken natürlich. Ach Gott, Herr Baron, Sie müssen schon entschuldigen, meine Schwiegertochter hat doch wirklich an gar nichts gedacht! Sie kann sich in das Landleben noch immer nicht recht schicken. Nu in Berlin freilich, da macht man Stiefeln auf fünf Minuten und kann die Droschke gleich warten lassen. Da braucht man natürlich nichts anzubieten. Aber wenn man zwei Stunden über Land gefahren ist bei solche Wetter, da hat doch jeder Mensch 'n Bedürfnis, nich wahr, nach was Warmes im Leib. Und wenn's auch nur 'n Schnapsken ist. Ich entschuldigen Sie, ich habe wohl noch gar nich angeboten?"

„Danke, danke, danke wirklich sehr, gnädige Frau."

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020411/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG